

Eine
Begegnung
mit
Felicia Weathers



„Ich fühle mich bequem...“

Es ging alles sehr schnell. „Felicia Weathers ist gerade bei mir in Hamburg“, rief ein Bekannter an. „Sie wollten doch schon immer mit ihr sprechen...“ Eine halbe Stunde später sitze ich der grazilen und lebhaften Sängerin in einem Hotel-Café an der Alster gegenüber. Die leichte Verblüffung, die es beim Personal gibt, als zu unhanseatisch später Stunde warme Küche bestellt wird, die Freude über die eßbaren Dinge, die dann tatsächlich noch auf den Tisch kommen, versetzen Felicia Weathers in fast übermütige Laune. Man gefällt sich in altbekannter Musikerweise in Wortspielereien, Bonmots fliegen, Künstler-Histörchen neueren Datums machen die Runde, und nur ganz allmählich plänckelt sich das Gespräch zur Sache vor, zur Musik, zum Singen und zur Karriere der Felicia Weathers, die vor zehn Jahren mit der Teilnahme am Finale des Nachwuchswettbewerbs der New Yorker Met begann.

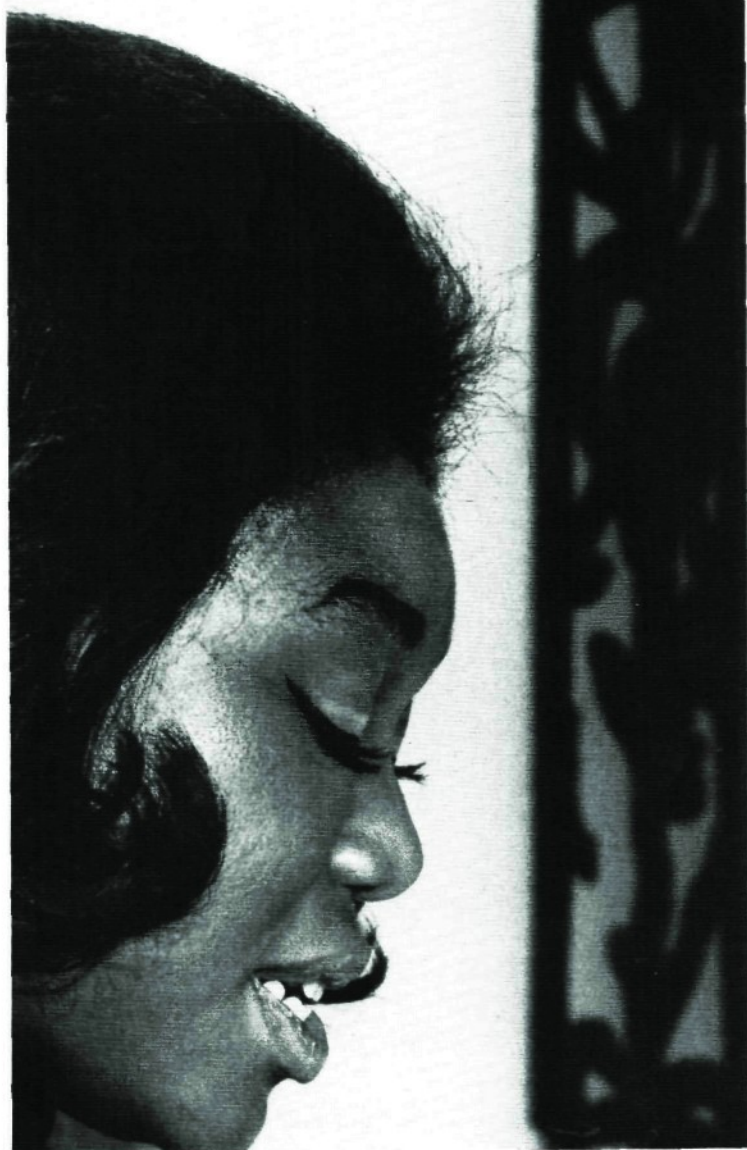
Damals ersang sie sich einen zweiten Preis und einen Studienplatz an der School of Music der Indiana-Universität. Dort im amerikanischen Mittelwesten erhielt sie nicht nur ihren letzten Schliff, sondern wohl auch ihre künstlerische Prägung. Es ist heute un-

ter den Künstlern Mode geworden, sich auf einen, den letzten oder berühmtesten, Lehrer zu berufen. Felicia Weathers, die Tochter eines Juristen aus St. Louis, ist da gerechter: Sie schwärmt vor allem von der Breite der Ausbildung, die sie drüben erhalten hat. Ihre Gesangslehrer waren der Tenor Charles Kullmann und vor allem Dorothea Manski, die beide lange Jahre in Deutschland gesungen haben und Berliner Opernbesuchern der zwanziger und dreißiger Jahre noch in Erinnerung sein dürften. Es war selbstverständlich, daß nicht nur Oper, sondern auch Lied und Musical studiert wurden, aber daneben wurde sie gnadenlos auch in allen theoretischen Fächern gedrillt und mußte beispielsweise bei der Abschlußprüfung ein Stück Wagner-Partitur analysieren. Außerdem gab es dann noch genügend Möglichkeiten, die eigenen Kräfte in öffentlichen Universitätskonzerten und Aufführungen zu erproben.

In dieser Allround-Ausbildung sieht sie den Grund für ihre schnellen Erfolge, die sie in den vergangenen Jahren in Deutschland erringen konnte. Nachdem sie in den USA schon in Städten wie Chicago, Detroit oder Kansas City aufgetreten war, ging sie 1961 nach Europa, gewann den ersten Interna-

tionalen Gesangswettbewerb in Sofia, trat an der Oper in Zürich auf und ließ sich Ende des Jahres nach Kiel verpflichten, wo sie zum erstenmal Straussens Salome spielte — die Rolle, die ihr dank der sehr seltenen Verbindung von stimmlicher und figürlicher Entsprechung mit sängerischem Können und schauspielerischer Begabung zum großen Durchbruch verholfen hat. Rudolf Hartmann holte sie als Gast nach München, andere große Bühnen folgten, das Met-Debüt im Oktober 1965 und die Mitwirkung in der Rolle der Teena in Schillers Hamburger „Visitation“-Oper bildeten weitere glanzvolle Stufen auf ihrer Erfolgsleiter. Heute lebt die Sängerin zusammen mit ihrem ungarischen Gatten und ihrem kleinen Sohn Bela als freie Künstlerin in München und teilt sich ihre Zeit zwischen Europa und den USA. Der Terminkalender ist wohlgefüllt: Gleich nach dem New Yorker Gastspiel der Hamburger Staatsoper machte sie Aufnahmen für ein „Sängerporträt“ des Bayerischen Rundfunks, anschließend tritt sie in Jugoslawien auf, in Schweden, zur Funkausstellung in Berlin, und im September singt sie in Köln die Troubadour-Leonore unter Kertesz.

Mit der Schallplatte ist Felicia Weathers



zuerst in Zürich in Verbindung gekommen — es blieb ein Einzelfall, den sie heute schon fast vergessen hat. Vor kurzem folgten dann die drei Decca-Platten „Hello, Young Lovers“ mit Musical-Highlights, „Spirituals and Folksongs“ mit Erstaufnahmen von Kodály-Liedern und eine Recital-Platte mit Verdi- und Puccini-Arien, die erst im vorigen Monat herausgekommen ist. Es ist hier nicht der Platz, sie ausführlich zu kritisieren. Was an ihnen aber sofort auffällt, ist neben der pastosen, dunkel timbrierten Stimme eine gewisse Betonung des Handwerklichen, das ihr Singen kennzeichnet — man fühlt sich an das alte Wort „Kunst kommt von Können“ erinnert —, und last not least die unorthodoxe Buntheit der Programme.

Ist Felicia Weathers vielleicht sogar zu vielseitig? Sie wird energisch: „Was ist das für ein Künstler, der sich einseitig spezialisiert? Man muß alles können.“ Und mit einem reizend exotischen Versprecher: „Ich fühle mich bequem in allen Sachen, die ich bisher gemacht habe ...“ Grenzen habe sie höchstens bei Wagner gespürt: „Er ist nicht mein Typ!“ Aber sonst: nur keine Einengungen. „Neulich sagte mir ein Begleiter, mit dem ich Lieder sang: ‚Aber wir machen es so.‘ Was soll das? Andere haben ihre Stimme, ich habe meine Stimme, und ich singe, wie ich es für richtig halte. Warum soll es schlechter sein, nur weil es anders ist als üblich? Mit dem Üblichen sind kaum noch Konzertsäle zu füllen, und vielleicht ist diese Einstellung einer der Gründe dafür, daß nicht noch mehr Leute den Konzerten Interesse abgewinnen.“

„Und Sie meinen auch nicht, daß Geburtsland oder Rasse die Mentalität eines Künstlers so formen, daß er für gewisse Arten Musik mehr und für andere weniger geeignet ist?“ Das ist ein Stich ins Wespennest: „Wenn das jemand behauptet, so muß ich sagen, daß ich es für Unfug halte. Warum soll man heute nicht in Madrid Wiener Musik stilistisch ebenso perfekt ausführen können wie am Ursprungsort? Warum soll ein Sänger meiner Hautfarbe nicht Bach singen können? Warum nicht ein Berliner Musical? Die verschiedenen musikalischen Stile sind heute in der ganzen Welt bekannt. Sie können studiert werden, man kann sie sich aneignen. Ich erkenne nur eine Grenze an, die der Begabung des einzelnen. Es gab deshalb für mich auch keinen Grund, etwa die folkloristischen Kodály-Lieder nicht zu singen. Entscheidend war einzig und allein, daß es diese Lieder vorher auf Platten noch nicht gab.“ Ein Kernpunkt ihrer künstlerischen Existenz war in Frage gestellt worden, und die charmante, geistreiche Frau hatte sich in Sekundenschnelle in eine glühende, eifernde Verteidigerin ihrer Überzeugung verwandelt — wobei Selbstkritik und Selbstkontrolle allerdings so weit gehen, fast im gleichen Atemzug ihre Heftigkeit mit einem ironischen „Ich bin eben doch eine Primadonna“ zu glossieren.

Gescheit und modern ist die Einstellung, die die Weathers zum Mikrophon hat. Konzert und Studio haben beide ihre Vor- und Nachteile, meditiert sie, schnell wieder beruhigt. Im Studio könne man sich selber zuhören. Das sei wichtig und war ihr sehr nützlich: „Ich habe mir dabei ein bestimmtes Atmungssystem angeeignet und es dann auch auf der Bühne beibehalten.“ Im Theater habe man dafür den Beifall des Publikums. Er sei schön, aber oft nicht echt, kein Wertmesser für die Leistung: Man klatsche automatisch.

So spricht nur, wer sich mit Haut und Haaren seiner Kunst verschrieben hat und nicht auf frischem Lorbeer ausruhen will. Man wird von Felicia Weathers daher noch einiges zu erwarten haben — auch auf der Platte. Vielleicht wird nach den Sammelplatten der letzten Zeit auch eine große Rolle in einer Gesamtaufnahme dabeisein?

Ingo Harden